9837

Österreichische Rundschau

Land — Volk — Kultur

Herausgegeben unter Mitwirkung der Zentralstelle für Volksbildung im Bundesministerium für Unterricht und des Vaterländischen Front-Werkes „Neues Leben"

3. Jahrgang 1937
(XVI. Jahrgang der „Volksbildung")

N. D. Landessammlungen
Landesbibliothek.

Österreichischer Bundesverlag
für Unterricht, Wissenschaft und Kunst
Wien und Leipzig
1937

Anton Mailly

Vernaleken, ein österreichischer Märchenforscher

Österreich hat einen bedeutenden Sagen- und Märchenforscher, der auf diesem heimatkundlichen Gebiete so ziemlich dasselbe geleistet hat wie etwa die Brüder Grimm mit der Herausgabe ihrer Märchen und Sagen für Deutschland. Während jedoch schon Hunderte von Märchenbüchern der Brüder Grimm, Ludwig Bechsteins und mancher anderen erschienen sind, erlebte die herrliche Sammlung österreichischer Märchen von Theodor Vernaleken kaum drei Auflagen und erschien in der Folge, stilistisch etwas umgearbeitet, nur mehr ohne Quellenangabe in allerlei österreichischen Märchenbüchern. Auf diese Weise geriet der österreichische Märchenforscher, der ebenso mühsam wie die Brüder Grimm die Märchen aus dem Volke zusammengetragen hat, gänzlich in Vergessenheit. Wie wenige dürften wissen, daß Österreich das reichste Märchen- und Sagenland Europas ist und daß seine Märchen und Sagen Fundgruben uralter Kulturbilder sind! Man gibt zwar Volksbücher heraus, vermeidet aber geflissentlich diese so kostbaren heimatlichen Überlieferungen näher zu untersuchen. So ist es auch zu erklären, daß man für die Geschichte der österreichischen Märchen- und Sagenforschung bisher eigentlich gar nichts getan hat, weil man dieses Gebiet der Volkskunde eigentlich nicht so recht als einen bedeutenden Zweig der Heimatkunde betrachten will. Selbst die schönen Wiener Sagen wurden noch nicht in einer kritischen Ausgabe herausgegeben!

Wenn man heute den Namen Vernaleken ausspricht, wird man für gewöhnlich durch ein ironisches Lächeln überrascht, und selbst in heimatkundlichen Studien wird der Gelehrte nicht besonders zart behandelt. Gewöhnlich schildert man diesen hervorragenden Schulmann und Kulturhistoriker als einen herzlich naiven Sagenforscher, der in seinen Sammlungen erdichtete Geschichten, also Kunstmärchen, als echtes überliefertes Volksgut aufgenommen habe, ohne sich aber je die Mühe gegeben zu haben, seine Werke überhaupt näher kennenzulernen. Die bittere Wahrheit bestätigt sich auch darin, daß jene, die seine Leistungen bekritteln, meist keine Ahnung haben, welch großen Dienst Vernaleken der österreichischen Heimatkunde geleistet hat.

Seit der Wende des 18. Jahrhunderts behauptete sich in der Erforschung des Volksgutes die mythologische Schule so ziemlich bis in unsere Tage hinein, und es gibt noch immer Sagenherausgeber, die, trotz der wissenschaftlichen Erfolge der letzten Jahrzehnte zum Ursprung der Sagenmotive, der längst erledigten alten mythologischen Schule treu geblieben sind. Dies muß schon aus dem Grunde hervorgehoben werden, da man zu Zeiten Vernalekens

um 1850 die Herkunft der Sagen und ihrer Motive einfach aus der Mythologie abzuleiten bestrebt war und Vernaleken selbst, wie alle Sagenherausgeber, selbstverständlich auch dieser Methode gehuldigt hat. Es entstanden die konfusesten irreführenden Auslegungen, die schließlich jeden Versuch einer systematischen Forschung verhindern mußten. Die Gelehrtenwelt oder bestimmter gesagt: jene Gelehrten, die sich mit Sagen- und Märchenforschung nicht näher beschäftigten, zweifelten diese Methode stark an, ohne dabei aber irgendwie helfend einzugreifen, so daß ihre Anhängerschaft in der wissenschaftlichen Welt mehr Geringschätzung als irgendwelche Beachtung fand. Diesem Schicksale unterlag auch das Streben Vernalekens, dessen verdienstvolle Sammeltätigkeit derart in Mitleidenschaft gezogen wurde, daß sie bis auf den heutigen Tag verkannt geblieben ist.

Geboren am 28. Jänner 1812 in Volkmarsen in Westfalen, studierte Theodor Vernaleken anfangs Theologie und Philologie in Wartberg, Paderborn und Fulda, kam dann als Lehrer nach Küßnacht, Münchenbüchsen und Winterthur in der Schweiz, wo er von 1837 bis 1846 verblieb. In Zürich widmete er sich der Schriftstellerei und begann einen regen Briefwechsel mit Uhland und Jakob Grimm, die ihn zur Sagenforschung aneiferten. Im Jahre 1850 wurde Vernaleken zum Professor am Wiener Polytechnikum ernannt, 1862 war er Bezirksschulinspektor und wirkte seit 1870 an der Lehrerbildungsanstalt St. Anna und an der Oberrealschule des VII. Wiener Bezirkes. Er starb in Graz im Jahre 1907.

Vernaleken, der sich durch seine reformatorische Tätigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens in hervorragender Weise betätigt hat, war ein unermüdlicher Sammler von Volksüberlieferungen. Wer seine Sammeltätigkeit richtig einzuschätzen versteht — und das kann nur jener, der aus eigener Erfahrung weiß, wie schwer das Zusammentragen von Sagen und Märchen aus dem Volksmunde ist —, kann es nicht recht erfassen, wie dieser hervorragende Fachgenosse der Brüder Grimm, Ludwig Bechsteins, des Tiroler Forschers Johann N. von Alpenburg und anderer so gänzlich verkannt wurde und vergessen werden konnte. Schon sein erstes Werk „Alpensagen, Volksüberlieferungen aus der Schweiz, aus Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich“ (Wien 1858, bei L. W. Seidel erschienen), enthält an 250 Beiträge, die zum großen Teil von ihm mündlich und schriftlich mühsam zusammengetragen wurden. Im Vorwort teilt Vernaleken mit, daß er seit zwölf Jahren die meisten Alpentäler zwischen Bern und Wien zu Fuß durchwandert habe. Und als er seit 1850 in Wien ansässig war, bereiste er von hier aus in den Ferien die östlichen Alpengebiete, um auch dort Volksgut zu sammeln. Er beklagte sich weiter mit Recht, daß der Wert der Volksüberlieferung für Sprache und Poesie, für Kultur- und Sittengeschichte, für christliche Kunst und Symbolik bei uns nicht so schnell anerkannt worden sei. Dann hebt er hervor, daß er stets um eine treue wörtliche Wiedergabe der aus dem Volksmunde gesammelten Beiträge bemüht war, und fügt treffend hinzu, daß die Mythologie, verglichen mit der Naturforschung, Geschichts- und Sprachforschung, noch einen unsicheren Boden habe, weshalb er in der Deutung vorsichtig zu Werke gegangen sei.

Er berichte daher weiter nichts, als was der Volksmund ihm erzählt hat. Allerdings hielt er sich an die alleinige Wiedergabe der Sagen nur in dieser Sammlung, während er in seinen späteren Werken schon ganz mythologisch eingestellt ist. Der späteren vergleichenden Sagen- und Märchenforschung haben seine Alpensagen einen großen Dienst erwiesen. Sie gehören zu den besten Sammlungen aus dieser Zeit, sind aber leider gänzlich vergriffen und selbst im Antiquariat nur mehr selten zu finden. Eine kritisch durchgearbeitete Gesamtausgabe der Sammlungen Vernalekens und vielleicht auch seines Briefwechsels mit den Brüdern Grimm, mit Uhland und andern berühmten Fachgenossen würde die große Bedeutung seiner Tätigkeit für die österreichische Heimatkunde ins rechte Licht stellen.

Schon ein Jahr darauf erschienen bei Wilhelm Braumüller in Wien Vernalekens „Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich. Als Beitrag zur Deutschen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde" (1859), eine in der Anordnung der Beiträge etwas verunglückte Sammlung, die fachwissenschaftlich ganz im Geiste der mythologischen Schule behandelt ist. Im Vorwort hebt Vernaleken hervor, daß er mit der Herausgabe dieser Sammlung vor allem bezweckt habe, die in Österreich, Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien vorhandenen Reste der Volksüberlieferung zu retten. Er ließ die historische Sage ganz beiseite und richtete sein Augenmerk auf die Mythenreste, die am ehesten der Vergessenheit anheimfallen. Diese Sammlung Vernalekens, die übrigens im Jahre 1884 in London sogar eine englische Auflage mit der Einleitung von E. Johnson erlebt hat, wurde besonders hart angegriffen, was zur Folge hatte, daß der Forscher in der Gelehrtenwelt so ziemlich abgetan war. Es wurde Vernaleken vorgeworfen, daß er die Sagen ganz im Geiste von Grimms und Simrocks Mythologien untersucht habe, wobei, wie schon hervorgehoben, doch allgemein bekannt ist, daß damals die Sagenforschung fast durchwegs mythologisch eingestellt war und man noch Jahrzehnte lang auch keine andere Deutungsmethode kannte. Außerdem wird Vernaleken nachgetragen, daß der Großteil der Beiträge in den „Mythen" nicht als echtes Volksgut zu bewerten sei, weil seine Gewährsmänner diese teils lokalisiert oder sogar erdichtet hätten. Was nun das Lokalisieren von Sagenbildern anbelangt, so ist das eine Erscheinung, die überall vorkommt. Es braucht nur ein Zugewanderter einige Sagen zum Besten zu geben, die dann örtlich als Heimatgut weitererzählt werden. Das Lokalisieren ist daher, in welcher Form immer, unvermeidlich, und es darf auch gar nicht so kritisch genommen werden, wenn Vernaleken tatsächlich damit bedacht wurde. Abgesehen davon erkennt der Fachmann die Lokalisierung der kulturhistorischen Sagengattungen sofort. Soweit es noch möglich ist, nach Jahrzehnten das reiche Sagenmaterial Vernalekens zu überprüfen, muß bemerkt werden, daß die Beiträge fast durchwegs logisch aufgebaut sind und selten erdichtete Zutaten verraten. Es kann sich daher in den „Mythen" vorzugsweise um Mitteilungen von mythischen Sagen handeln, die Vernalekens Gewährsmänner hie und da einfach lokalisierten, um ihn mit Material zu beglücken. In den „Mythen" findet man zum großen Teil mehr oder weniger bekannte Sagenbildung, die ihre Wanderung und Lokalisierung fast überall bestanden haben, wo der christliche Sagenkreis seinen Anhang hatte. Die Sammlung enthält eigentlich wenig fremdes Sagengut, abgesehen davon handelt es sich hier vor allem um allgemein bekannte mythische Sagenmotive, also keineswegs um geschichtliche oder ätiologische Sagen, die man nach dem heutigen Stande der Forschung leicht überprüfen könnte.

Trotz einer vernichtenden Kritik fanden die „Mythen" einen guten Absatz. Denn schon im Jahre 1864 gab Vernaleken wieder bei Wilhelm Braumüller in Wien seine leider vergessenen „Österreichischen Kinder- und Hausmärchen" heraus. Aus dem Vorwort erfahren wir, daß er sich Märchen erzählen ließ und sie dann getreu aufschrieb, wie sie im Munde des Volkes leben. Er bietet hiemit der Jugend und den Freunden der reinen Naturdichtung ein Seitenstück zu den mehr im nordwestlichen Deutschland heimischen Kinder- und Hausmärchen des unvergeßlichen Brüderpaares. Es sind 60 Märchen, mit Anmerkungen versehen, die beweisen, mit welchem Eifer Vernaleken die vergleichende Märchenforschung verfolgt hat. Dieses bedeutende österreichische Märchenbuch, das man jenem der Brüder Grimm ohne viel Bedenken gleichstellen kann, hat noch zwei Auflagen in den Jahren 1892 und 1896 erlebt und ist heute als echtes österreichisches Volksbuch so ziemlich vergessen. Seither wurden die meisten von Vernaleken gesammelten Märchen schon wiederholt mit unwesentlichen stilistischen Änderungen und leider ohne Quellenangabe für neuere Märchenbücher verwendet. Diesem Schicksal unterlagen ebenso die Märchen und Sagen anderer anerkannter Sammler österreichischen Volksgutes, ohne daß man dabei in Würdigung zieht, daß eine genaue Quellenangabe sowohl für die Forschung als für die Leser, selbst wenn es die Jugend ist, ihren besonderen Wert hat. Grimms und Bechsteins Märchen und Sagen erleben immer wieder neue größere und kleinere Auflagen, während der ebenso bedeutende österreichische Märchenforscher Theodor Vernaleken, trotz der vielen Neuauflagen seiner Märchen, schon längst vergessen ist.

*



ÖSTERREICHISCHE RUNDSCHAU

INHALT DES HEFTES:

PREIS 2 SCHILLING HEFT 3

V. STRATOWA



RENY LOHNER: BLUMENSTILLEBEN

ÖSTERREICHISCHE RUNDSCHAU

HEFT NUMMER 3 · 3. JAHRGANG 1948

DR. LUDWIG FISCHER

VOM WAHREN WESEN DES ÖSTERREICHERS

Oesterreich hängt am Kreuz Europas.

Die Balken dieses Kreuzes sind die großen Verkehrsstraßen: Zwischen Norden und Süden die Bernsteinstraße, die die Ostsee über die Alpenpässe mit der Adria verbindet, zwischen Westen und Osten der Donauweg, an dem sich West- und Mitteleuropa mit Osteuropa und der Levante berühren.

Der Oesterreicher ist bei keinem seiner Nachbarn zu Hause, nur bei sich selbst, und bindet sich an keinen. Er verbindet die anderen; das Verbindende ist das Wesen des Oesterreichers. Durch sein Land fließt von Westen nach Osten »der Strom ohne Namen«. Die Römer nannten ihn bis Vindobona »Danubia flumen« und von da an »Ister«. Eigentlich müßte er »Inn« heißen. Denn wo sich die aus dem Schwarzwald kommende Donau mit dem Inn verbindet, ist der Inn der bedeutend wasserreichere und hat auch einen längeren Lauf hinter sich als die Donau. Wie dem auch sei, niemand könnte im Ernst behaupten, die Donau wäre ein deutscher Strom.

Oesterreich, als verbindendes Etwas an der Grenze stehend, zeigt seine besondere Wesensart schon im Klima, Bodengestaltung, Fauna und ebenso in seinen Menschen, im Baustil und in vielem anderen.

Wer an einem Frühjahrstag durch den Wienerwald geht, kann hier, keine hundert Schritt voneinander entfernt, noch in tiefstem Winterschlaf liegende Sträucher neben bereits knospenden sehen. Besonders augenfällige Beispiele für die Verschiedenheit der Bauweise zeigt Oberösterreich. Der rätische Steinkubusbau, wie man ihn vielfach in Tirol findet, mit dem flachen Legdach, steht hier neben dem bajuvarischen Vierkanthof und dem »Hausruckhaus«, dessen geschwungenes Dach barock anmutet und das wie ein Schloß dem in Dreieck- oder Viereckform angeordneten Wirtschaftsgebäuden vorgelagert ist. Je tiefer man in das verbindende Wesen des Oesterreichers eindringt, um so deutlicher wird die Erkenntnis seiner Stellung über dem eng Nationalen.

Der österreichische Menschenschlag ist das Ergebnis einer tausendjährigen Vermischung der verschiedenartigsten Völker. Er zeigt ihre körperlichen Merkmale, vor allem aber schlummern im Oesterreicher ihre Triebe und Instinkte. Es wäre eine außerordentlich dankbare Aufgabe für den Völkerpsychologen, die typisch österreichischen Eigenschaften bis zu ihren Wurzeln zu verfolgen. Zweifellos hat der Oesterreicher von den Kelten die Formfreudigkeit und die Fähigkeit geerbt, sich nicht ganz so zu geben, wie er in Wirklichkeit ist, um so zu erscheinen, wie es die anderen von ihm verlangen.

Man wird mich verstehen, wenn ich dafür ein Beispiel aus dem Alltag gebe. Beobachten Sie nur einmal unseren österreichischen Mitbürger beim Betreten eines Amtslokals! Ehe er eintritt, klopft er leise an; steht er dann vor dem Beamten, so wartet er, bis man das Wort an ihn richtet. Mit einer Art Ehrerbietung hört er den Beamten an – aber man kann ihm dabei gottlob nicht ins Herz blicken und nicht erfahren, welche Gedanken er sich über den Beamten macht! Kaum ist der brave Staatsbürger bei der Tür draußen, so verwandelt er sich zuweilen geradezu in einen anarchistischen Empörer und läßt an dem Beamten kein gutes Haar.

Nirgends werden Anordnungen der Regierung so respektvoll aufgenommen und so wenig befolgt wie in Oesterreich.

Daraus erklärt sich auch eine Tatsache, die vielen Beurteilern schon arges Kopfzerbrechen gemacht hat und eine Quelle unrichtiger Urteile über uns gewesen ist: Der Oesterreicher erträgt jedes Regierungssystem geduldig, auch wenn es ihm noch so sehr zuwider ist, ob es nun der Metternichsche Absolutismus oder der mißratene Parlamentarismus der ersten Republik oder die nazistische Diktatur gewesen ist. Denn er findet für seine Person immer irgend einen Ausweg oder eine Hintertür, um sich dem Druck mehr oder weniger zu entziehen. In der Monarchie liebäugelt

sonen hatten gedruckte Einladungen zu einem Diner erhalten und waren in großer Gala erschienen.

Der Graf erlitt einen Tobsuchtsanfall und ließ den Polizeipräsidenten Graf Sedlnitzky kommen, der ihm versprach, den Unfug abzustellen. Etwas beruhigt, unternahm der Graf Taaffe am Montag seinen gewohnten Spaziergang. In einem kleinen Krawattenladen wählte er eine Krawatte aus. „Ich habe kein Geld bei mir", sagte er, „schicken sie die Krawatte zum Grafen Taaffe in die Löwelstraße, man wird sie Ihnen dort bezahlen." Mit einem gellenden Schrei sprangen alle im Laden auf: „Wohin?!" „Na, zum Grafen Taaffe." „Taaffe hat er gesagt – treibts ihm den Hut ein, diesem Gauner, diesem Schwindler – jetzt haben wir ihn, drischt auf ihn los – Polizei!" Ein Polizist erscheint, man erklärt ihm, wen man erwischt hat, und der Polizist drischt mit. Schließlich aber reißt er dem fast Erstickenden den Hut vom Kopf und erkennt zu seinem Entsetzen den Präsidenten des Obersten Gerichtshofs. Mehr tot als lebendig wird der Unglückliche in einen Fiaker gehoben und nach Hause gebracht. Die Maßnahme der löblichen Polizei hatte prompt gewirkt, aber gegen den Falschen. Welche Posse aus der guten alten Zeit!

Pauline Metternich hat sie noch erlebt, sie sah die letzten glanzvollen Jahrzehnte des alten Wiens. Es muß ihr unsagbar schmerzlich gewesen sein, den Niedergang des Reiches mitanzusehen. Sie mußte Abschied nehmen von ihrem Gatten, ihren alten Freunden, die vor ihr dahingingen, von ihrem verehrten Kaiser. Und schließlich erlebte sie auch den Untergang ihres heißgeliebten Oesterreichs. Erst 1921 ist sie gestorben.

ANTON VON MAILLY

Unbekannte Grillparzer-Erinnerungen

(Wie der Dichter zum Ritter geschlagen wurde / Grillparzer als Gelegenheitsdichter / Des Dichters letzte Gaststätte)

Die im Jahre 1855 vom Schriftsteller Friedrich Kaiser gegründete „Grüne Insel", eine heitere schöngeistige Tischgesellschaft, ähnlich der Ludlamshöhle, die altdeutsche Ritterbräuche in ihren Kapiteln zu parodieren pflegte, ersuchte Franz Grillparzer kurz vor seinem siebzigsten Geburtstage, er möge sie mit seiner Anhängerschaft beehren. Nach der Chronik dieser Tafelrunde wurde der Dichter am 10. Jänner 1861 als Pilgrim aufgenommen, und fünf Tage darauf feierte man beim „Lothringer" am Kohlmarkt in seiner Anwesenheit sein siebzigstes Wiegenfest. Grillparzer hielt eine kurze Ansprache und entschuldigte sich, daß ihn Alter und Kränklichkeit an einem regelmäßigen Kapitelbesuch verhindern. Der Großmeister ernannte ihn darauf zum Ehrenritter mit den von ihm selbst gewählten Ulknamen Zdenko von Borotin. Zu den an diesem feierlichen Abend vorgebrachten Vorträgen, unter denen jener von Heinrich Laube über die Bedeutung der „Ahnfrau" für die deutsche Bühne hervorgehoben sei, äußerte sich Grillparzer, sich nun selbst überzeugt zu haben, daß die „Grüne Insel" des Rufes würdig sei, dessen sie sich allgemein erfreue."

In den ersten Jahrzehnten ihres Bestandes bot diese schöngeistige Tafelrunde tatsächlich eine angenehme Zerstreuung allerdings nur jenen Kreisen, die das Zwangsverhältnis des muffigen Ritterzeremoniells und alles, was damit noch romantisch Veraltetes zusammenhing, willig in den Kauf nahmen. Grillparzer dürfte der hier von Kapitel zu Kapitel gefrönte paridostische Ulk kaum sonderlich begeistert haben, und es ist daher wahrscheinlich, daß er erst auf Ersuchen seines Freundes und Amtsnachfolgers im Hofkammerarchiv, des Schriftstellers Otto Prechtler, sich entschlossen haben dürfte, der heiteren Runde, wie aus seiner Rede herauszuklügeln ist, mehr oder weniger wohl nur nominell beizutreten. An diesem feierlichen Abend beschenkte ihn die „Grüne Insel" mit einem von Philipp Kanitz gemalten Aquarell, das sein Arbeitszimmer darstellt. Grillparzer ließ das Aquarell reproduzieren und widmete eine Kopie der „Insel" mit folgendem Vers:

„Mit krankem Aug' und trüb gewordnem Sinn
Sind meine Welt des Zimmers enge Schranken,
Und schiff' ich auch zur „Grünen Insel" hin,
Geschieht's – aus Furcht vor Stürmen – in Gedanken.

Wien, am 4. Februar 1861."

Die „Grüne Insel" pflegte alljährlich anläßlich des Geburtstages von Friedrich Schiller ein Festkapitel zu veranstalten, das reich mit glänzenden Vorträgen und musikalischen Darbietungen bedacht war. An einem dieser Schiller-Abende in den Sechzigerjahren, da Otto Prechtler unter dem Namen Odo der Grausambe Großmeister war, entschloß sich Grillparzer, in Begleitung Heinrich Laubes in der Gesellschaft zu erscheinen. Begreiflicherweise fühlten sich die Ritter ungemein geehrt, den greisen Dichter wieder einmal in ihrer Mitte zu sehen, so daß sie im Laufe der Unterhaltung wiederholt ihre Begeisterung mehr für Grillparzer als für die Vorträge bekundeten. Wie Prechtler in seinen Erinnerungen mitteilt, soll Grillparzer zu diesen überladenen Ovationen herzlich gelacht und die Ritter in seiner gemütlichen wienerischen Art wiederholt ermahnt haben: „Aber, meine Herren, vergessen S' doch den Schiller nicht!"

Laubes Trinkspruch bestand in einer längeren Rede, worin er unter anderen Napoleons Niedergang durch das zähe Zusammenhalten der deutschen Stämme hervorhob. Schließlich kam Laube auch auf

Grillparzers Lebenswerk zu sprechen, das er trotz der vielen Hindernisse, die ihm in den Weg gelegt wurden, erstrebt und ruhmvoll erreicht hat. Dann wandte er sich an Grillparzer mit der Frage: „Hab' ich die Wahrheit gesprochen?" Wahrscheinlich, um einem tosenden Beifall zu entgehen, erwiderte Grillparzer mit lauter zitternder Stimme: „Nein!" Nach einer sichtlichen Verlegenheitspause bat er, fast entschuldigend, die heiteren Vorträge weiter auszuführen, und da zeigte er sich plötzlich von seiner heiteren Seite. Er witzelte äußerst geistreich und war ebenso bestrebt, Laube den Widerspruch zu seinem ehrlichen Trinkspruch begreiflich zu machen.

Tags darauf gestand Grillparzer seinem Freunde Prechtler, daß dieser Abend ihn wieder überzeugt habe, daß er für die Gesellschaft nicht tauge, und er war seitdem auch in der „Grünen Insel" nicht mehr zu sehen. Er war aber trotzdem bei bester Laune und fragte in witzelndem Tone Prechtler, was ihm die hohe Würde eines Großmeisters der „Grünen Insel" eigentlich eintrage? „Gar nichts – nur die Ehre", meinte heiter Prechtler, worauf Grillparzer, dem bekanntlich der Hofratstitel erst bei seiner Pensionierung verliehen wurde, weshalb er auch nur Titularhofrat ohne Gehaltserhöhung war, kraftvoll bemerkte: „Dann ist's also bloß ein Spitzname – wie mein Hofratstitel."

Anläßlich des achtzigsten Geburtstages des Dichters widmete ihm die „Grüne Insel" ein von Rudolf von Alt gemaltes Aquarell, darstellend die „Grüne Insel". Dieses Bild wird im Grillparzer-Museum der Stadt Wien aufgehoben. Bei dieser Gelegenheit hat ihm bekanntlich der Kaiser einen Ruhegenuß von 3000 Gulden gesichert, wozu Bauernfeld im letzten Vers seines ihm gewidmeten Festgedichtes folgende ironische Glosse beigesteuert hat:

„Zählt ein Dichter achtzig Jahr',
Kommt er hier zu stolzen Ehren,
Auch zu höherem Sälar –
Es im Jenseits zu verzehren."

Als Grillparzer ein Jahr darauf starb, widmeten die Schwestern Fröhlich der „Grünen Insel" die Schreibfeder, mit der Grillparzer zuletzt geschrieben hat. –

Mit einem äußerst interessanten Grillparzer-Erlebnis beglückte mich vor Jahren der bekannte Heimat- und Literaturforscher Ferdinand Hoßfeld, ein alter Wiener, der in seinen jungen Jahren die Glanzzeit des alten Burgtheaters miterlebt und auch viele Künstler und Schriftsteller von Ruf persönlich gekannt hat. Ein vermögender Onkel hatte im Jahre 1870 silberne Hochzeit, weshalb sein Vater nach altem Wiener Brauch ein passendes Hochzeitsgeschenk suchte. Poetisch gestimmt, wie er war, kam er auf den kuriosen Einfall, den alten Grillparzer um ein recht schönes Gedicht zu ersuchen, und so ging er, kurz entschlossen, mit seinem ältesten Sohne Ferdinand in die Spiegelgasse, wo Grillparzer wohnte. Beklommenen Herzens stiegen Vater und Sohn die finstere Treppe hinan. „Mir war besonders schrecklich zu Mute", erzählte mir Herr Hoßfeld, „denn ich hatte noch nie einen wirklichen Dichter gesehen, dabei den Namen Grillparzer schon oft gehört! Alsbald öffnete sich die Tür und eine ältere Dame fragte nach unserem Begehr. Während der untertänigen Ansprache meines Vaters erschien im dunklen Vorzimmer eine hagere Männergestalt im Schlafrock. ‚Was woll'n denn dö?' war seine trockene Frage an die freundliche Dame. Es entspann sich ein leises Gewispel zwischen den beiden, und dann verschwand der Herr im Schlafrock in das anstoßende Zimmer. Grillparzer war es! Die Dame, nämlich Kathi Fröhlich, wie wir später erfuhren, wendete sich nun zu uns mit den entschuldigenden Worten: ‚Bedaure herzlichst, aber der Herr Hofrat schreibt nichts mehr!' Das war meine seltsame Begegnung mit Franz Grillparzer, die mir unvergeßlich geblieben ist. Ich sehe noch heute vor mir den alten mageren Dichter, der mir sehr groß erschien, und freue mich ebenso, auch jene Frauengestalt gesehen zu haben, von der man sagen kann: Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie, – So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.

Der poetisch angehauchte Vater ließ aber nicht locker, er wollte für den reichen Onkel durchaus das Gedicht eines echten Dichters haben und besuchte zu diesem Zwecke den damals bekannten Theaterdichter Karl Haffner, der im Mozart-Häuschen im Freihaus wohnte. Für eine Schachtel Kubazigarren und ein schönes Federmesser lieferte Haffner in drei Tagen ein herrliches Gelegenheitsgedicht. Beim Abholen des Poems sah Herr Hoßfeld bei Haffner noch eine damalige Berühmtheit, die Geistinger, die, als Hoßfeld selbst das Gedicht vorlesen mußte, sagte: „No, das klingt ja wie Musik!" Das Gedicht wurde sogar gedruckt und Herr Hoßfeld mußte es seinem Onkel vordeklamieren, wofür er drei echte Dukaten erhielt, die er leider nicht mehr besitzt.

Grillparzer liebte in seinen jüngeren Jahren den Verkehr mit Gleichgesinnten. Bauernfeld, der ihm bekanntlich nahestand, schildert ihn in seinen Erinnerungen als eine mitteilsame Natur, voll Geist und Witz, bisweilen konnte er auch verbittert und ironisch sein, aber er liebte doch die Geselligkeit. Grillparzer war Mitglied der Ludlamshöhle, für die er auch den Entwurf einer Verteidigungsschrift nach ihrer grundlosen Aufhebung verfaßt hatte, und besuchte gerne das Gasthaus „Zum Stern" auf der Brandstatt, wo die bedeutendsten Zeitgenossen oft bis tief in die Nacht hinein erregte Gespräche über Kunst und Literatur führten, die damals berühmte Gaststätte zur „Stadt Frankfurt" in der Seilergasse und ebenso das „Silberne Kaffeehaus" in der Plankengasse. In den späteren Jahren zog sich der nicht mit Unrecht vergrämte Dichter von der Gesellschaft zurück. Man sah ihn für gewöhnlich nur noch mittags und abends in seinen Stammlokalen, wo er, meist allein, ziemlich hastig sein Mahl zu verzehren pflegte und ebenso eilig nach Hause ging. Selbst guten Bekannten gegenüber soll er sich, wenn nicht gerade unhöflich, so doch eher wortkarg und sarkastisch benommen haben. In den letzten Jahren seines Lebens besuchte der Dichter häufig den „Matschakerhof", der gewöhnlich für seine letzte Gaststätte gehalten wird. In dem Raume, wo er oft weilte, wurde auch seine Büste in einer geschmackvollen Umrahmung im Zopfstil auf einer Wandkonsole angebracht mit der Inschrift: „F. Grillparzer saß hier als Stammgast von 1863 bis 1871."

Seit dem Jahre 1849 wohnte Grillparzer bei den Schwestern Fröhlich in der Spiegelgasse Nr. 21, vier Treppen hoch; an Stelle dieses düsteren Hauses stand früher der uralte Sekauerhof, der 1795 demoliert wurde. In diesem Hause war ein äußerst bescheidenes Gasthaus, das eigentlich Grillparzers letzte Gaststätte war. Es hieß „Zum Sabel" und hatte als Schild einen pendelnden, veritablen, langen,

Säbel, an den ich mich noch gut erinnern kann. Der Zufall wollte, daß ich etwa um 1900, also kurz vor der Demolierung des alten Hauses, an einem Winterabend diese kleine Gaststätte betrat. Vorne war ein unscheinbarer Schank und hinter einer Glaswand das damals unentbehrliche sogenannte Extrazimmer, ein kleiner Raum, in dem vier kleine Tische standen; die Wand entlang lief eine alte Bank mit spanischem Rohrgeflecht. Gleich rechts neben der Küchentür war ein Tischchen, an dem wohl nur ein Gast speisen konnte. Ueber diesem Tischchen überraschte mich eine kleine Marmortafel, die, irre ich nicht, folgende Legende trug: „Hier saß Franz Grillparzer in seinen letzten Lebensjahren." Die Sitzstelle wies ein schadhaftes Geflecht auf und war mit einem Brette bedeckt. Auf mein Befragen wußte mir der redselige Wirt zu erzählen, daß Grillparzer, seit er in diesem Hause wohnte, also seit 1849, abends oft Stammgast seines Vorgängers war, so daß der Wirt Sorge trug, sein Tischchen unbesetzt zu lassen. Die schadhafte Sitzstelle blieb nach seinem Tode selbst bei einer gelegentlichen Ausbesserung der Wandbänke pietätvoll erhalten. Nach der Tradition pflegte Grillparzer still zu grüßen, bezeichnete mit dem Zeigefinger auf dem Speisezettel die erwünschte Speise und aß hastig. Nach dem Essen stand er sofort auf und ging hinauf in seine Wohnung. Er war nicht unfreundlich, wohl aber menschenscheu. Der Wirt war stolz auf seinen berühmten Gast und sorgte auch stets für gute Speisen. Als mein Gewährsmann das Gasthaus vor vielen Jahren übernommen hatte, sagte ihm sein Vorgänger ausdrücklich, daß diese Gaststätte die letzte gewesen sei, die Grillparzer besucht hat. Der Wirt bedauerte es sehr, Grillparzer nicht gekannt, dafür aber im Jahre 1872 seinen Leichenzug gesehen zu haben. Trotz eines fürchterlichen Regengusses nahm ganz Wien in den Gassen, wo sich der Trauerzug bewegte, rührenden Abschied von seinem großen Dichter. Als im Jahre 1901 das Sterbehaus umgebaut wurde, übertrug man dessen Gedenktafel aus dem Jahre 1873 in den Flur des neuen Gebäudes, das im letzten Kriege auch zerstört wurde.

Die Kulturmission der Ravag

Das Programm der Ravag, das noch vor wenigen Monaten eine für die derzeitigen Verhältnisse mit all ihren Hemmnissen und Schwierigkeiten ganz respektable Höhe erreicht hatte, zeigt jetzt ein entschiedenes Abgleiten, sowohl was die Gediegenheit der Darbietungen und den guten Geschmack, als auch die Verläßlichkeit der Ansagen usw. betrifft. Man könnte in Variierung des alten Witzes von Julius Bauer auch sagen, das Programm wird von Tag zu Tag schlechter, man halte jetzt schon im Jahre — 1949.

Zunächst sei auf das steigende Uebergewicht der Politik in den Sendungen hingewiesen. Die Zeit, die dann für das übrige Programm bleibt, wird zum überwiegenden Teil von mehr oder minder schlechter Jazzmusik, von alten und neuen Operettenschlagern, vielfach sehr fragwürdiger Qualität, und was das Beschämendste ist, von schlechter Heurigenmusik ausgefüllt, mit der üblichen Duliähstimmung voll von der einem schon zum Hals herauswachsenden „Weaner G'müatlichkeit" und dem „Gold'nen Wiener Herz", das die Welt in den letzten zehn Jahren zur Genüge kennengelernt hat. Glaubt man wirklich, daß diese Gschnasmusik mit ihrer verlogenen Sentimentalität der Welt die hohe Kultur Wiens und seiner Bevölkerung beweist?

Daneben bleibt natürlich für ernste Sendungen, Vorträge, gute Theaterstücke auch der jungen österreichischen Dichter und für gute Musik wenig Raum. Man sehe sich nur einmal so ein Tagesprogramm an, etwa jenes vom 7. Jänner: von 5.45 bis 8 Uhr das übliche uninteressante Zeug mit einer Ausnahme: 25 Min. Esperantonachrichten, von 10.30 bis 24 Uhr nur etwa 3½ Stunden ernstere Sendungen einschließlich Musik. Also bei insgesamt 15 Stunden Sendedauer 3½ Stunden ernstere (nicht zu verwechseln mit gut) Sendungen, alles andere füllt die Politik und der Gschnas aus. Und wenn man etwa durch irgend einen Titel in diesem Teil des Programms sich veranlaßt sehen sollte, den Apparat einzuschalten, wie etwa bei der Sendung: „Die neue Schallplatte", so folgt sofort die Enttäuschung. Wieder die verlogensten und geschmacklosesten „Schlager", einer zum Beispiel mit dem Text: „Muatta, Muatta, der Wein is' a Luada"! Nein, nein, das ist kein Witz oder eine Erfindung von uns, sondern eine Erfindung des sogenannten „Textdichters"; und die Musik entspricht vollauf diesem geistvollen Text. Wir wissen nicht, ob die österreichische Schallplattenindustrie nichts anderes produziert als solche blöde „Schlager"platten, wir wissen aber, daß es eine krasse Geschmacklosigkeit ist, solches Zeug öffentlich zu Gehör zu bringen. Ist das die Kulturmission der Ravag? Und mit welcher Deutlichkeit und Gewissenhaftigkeit die Namen der Dichter und Komponisten, der Sänger und Begleiter genannt werden, anstatt sie zu verschweigen, damit, Gott behüte, keiner dieser Namen der Mit- und Nachwelt verlorengeht.

Bei den ernsten Dingen des Programms sind die Ansagen bei weitem nicht so genau und verläßlich. Wir können uns nicht all diese Fälle von Unwissenheit, Leichtfertigkeit und Schlamperei in den Ansagen usw., die täglich festzustellen sind, merken, doch wollen wir einige Beispiele anführen. So wurde kürzlich das Schlußduett des ersten Aktes aus „Butterfly" gebracht und angesagt, daß die Giannini und ein erster italienischer Tenor singen; zu hören war dann irgend ein mittelmäßiges deutsches Sängerpaar. Das ist dem Ansager aber gar nicht weiter aufgefallen, nach Schluß sagte er wieder: „Es sangen Giannini und . . ."! Oder: bei der Wiedergabe des Schlußgesanges aus einer der großen Wagner-Opern wurde kürzlich beim Plattenwechsel eine Fortsetzung aus einem anderen Werk Richard Wagners gebracht; auch das wurde scheinbar weder vom Ansager noch vom „Toningenieur", der jetzt auch immer genannt wird, richtiggestellt. Und die Leitung? Gang und gäbe ist auch, daß man bei Musikstücken die Sendung mitten in den Schlußakkorden abbricht, eine scheußliche Gewohnheit, die nur den vollständigen Mangel an Musikalität und an Achtung vor dem Kunstwerk beweist. All diese Mängel können doch schließlich auch der Leitung der Abteilung für ernste Musik, der angeblich ein bekannter Musikschriftsteller und Kritiker vorstehen soll, nicht verborgen bleiben; oder versagt bei den eigenen Fehlern die kritische Einstellung? Jedenfalls aber kann man daraus ersehen, was wir erst alles zu erwarten hätten, wenn nicht zufällig ein „Musiker und Kritiker" Leiter dieser Abteilung der Ravag wäre. Es ist einfach nicht auszudenken.

Daß das ganze ernste Musikprogramm der Ravag auch bescheidenen Ansprüchen nicht genügt, soll hier ausdrücklich festgestellt werden. Wir wollen uns an die schönen Studioaufführungen von Werken Richard Wagners, Verdis usw. aus der Zeit vor 1938 erinnern. Gerade jetzt, wo die Staatsoper eine Reihe von Meisterwerken zumeist aus technischen Ursachen nicht aufführen kann, wäre es Aufgabe der Ravag, diese Werke in Studioaufführungen zu Gehör zu bringen; dasselbe gilt von einer Reihe anderer Werke, wie zum Beispiel von Goldmarks „Königin von Saba", deren Aufführung die Staatsoper wohl versprochen, aber nicht gehalten hat. Aber auch Mendelssohn, der jetzt in den Konzerten wenig gespielt wird, sollte in den Konzertprogrammen der Ravag Unterkommen finden. Und so gäbe es eine ganze Reihe von Unterlassungssünden in unserem Musikleben, die gutzumachen eine schöne Aufgabe der Ravag wäre. Warum versagt sie auch hier so vollständig?

Roland Tenschert

SALZBURG UND SEINE FESTSPIELE

(Oesterreichischer Bundesverlag 1947)

Ein Buch über die Salzburger Festspiele, ein Buch, das lang schon fällig gewesen ist! Und tatsächlich schreibt Roland Tenschert in seinem Vorwort, daß er das Buch schon lange schreiben wollte, aber die Arbeit habe sich immer verzögert, bis — ja bis der Direktor des Oesterreichischen Bundesverlages, Dr. Dechant, ihm namens des Verlages den Vorschlag gemacht hat, das Buch zu schreiben: Und dann gings.

Das schön ausgestattete Buch, mit mehr als 400 Seiten, wovon 80 Seiten allein den Bildern vorbehalten sind, schönen und interessanten Bildern aus Salzburgs geschichtlicher Vergangenheit, aus der Mozart-Zeit, und aus den ersten Anfängen der Mozart-Festspiele bis in die großen Festspielzeiten, die wir noch miterleben konnten. Wie viele von den Künstlern, deren Bilder wir in dem Buch sehen, sind uns schon auf immer genommen worden. Von den ersten Trägern des Festspielgedankens — neben dem damaligen Landeshauptmann Dr. Franz Rehrl, Hofmannsthal, Reinhardt, Schalk, Richard Strauß und Roller — ist nur noch Strauß am Leben; wieviele aber von den Künstlern, die zur Größe und Festlichkeit der Spiele entscheidend beigetragen haben, hat eine kulturlose Zeit weit weg von uns übers Meer getrieben . . .

In den ersten Kapiteln des lesens- und sehenswerten Buches schildert der Autor das Entstehen und Wachsen Salzburgs aus Siedlungen der vorchristlichen, ja sogar der vorkeltischen Zeit. Von der Umwelt Salzburgs, der Landschaft, die hier an der Salzach aus dem Zusammentreffen der Ebene des Mittelgebirges und des Hochgebirges entstanden ist, ausgehend, hat Tenschert in emsiger Forschertätigkeit alles zusammengetragen, was über die ersten Siedlungen und über das langsame Wachsen und Werden der Siedlung zur Stadt zu erfahren war. Fast gleichzeitig mit der baulichen Entwicklung der Stadt in der ersten christlichen Zeit zeigen sich die ersten Anfänge einer Salzburger Musikgeschichte. Es ist schon so, daß zwischen Musik und Baukunst verborgene Zusammenhänge bestehen; ein Denker und Dichter, ich glaube es war Hermann Bahr, hat die Baukunst „steingewordene Musik" genannt; ein schönes und richtiges Wort.

Und so wuchs langsam an der Salzach das barocke Salzburg, diese wahrhaftige „steingewordene Musik"; aber zugleich auch wurde in geheimer Wechselwirkung aus den wundervollen Barockpalästen, der Barockpracht der Kirchen jenes musikalische Salzburg geboren, das die alte Salzachstadt zu einem Kulturzentrum Europas machte. Aus dem Zweiklang von Landschaft und Barockstadt entstand jene Sphäre, in der der Genius Mozarts erblühen konnte. Daß in einem Buch über die Festspielstadt Salzburg dem Werdegang und dem künstlerischen Leben Mozarts besondere Sorgfalt gewidmet wird, ist selbstverständlich; mit großer Liebe hat Tenschert auch hier alles zusammengetragen, was irgendwie erreichbar war. Aber auch die nachmozartische Zeit mit der Tätigkeit Michael Haydns, Carl Maria von Webers und Diabellis findet ihre Darstellung; desgleichen der Aufenthalt Schuberts und des Sängers Vogl.

Und daraus beginnen auch schon die ersten Versuche, Salzburg zur Festspielstadt zu machen; zuerst Bemühungen um ein Denkmal Mozarts, dann ein Sammeln aller Mozart-Erinnerungen und schließlich die Mozart-Stiftung, dazwischen Mozart-Festaufführungen. Und die Welt kommt, kommt zu Mozart, kommt in die Mozart-Stadt. Das internationale Interesse war erwacht. Schon um 1890 nahm der Gedanke an den Bau eines Festspielhauses kontrete Formen an, aber erst 1910 wurde der Bau des Mozarteums Wirklichkeit. Aber erst nach dem ersten Weltkrieg nahm der Festspielgedanke, wie er auch heute noch lebendig ist, feste Gestalt an. Den breitesten Raum nimmt in dem Buch Tenscherts naturgemäß die Schilderung der Festspieljahre mit ihren Erfolgen ein. Mit der Genauigkeit eines Chronisten wird jede Aufführung mit ihrer Besetzung verzeichnet bis in das letzte Jahr, das Jahr 1947. Wenn uns in dieser Ueberfülle des zusammengetragenen Stoffes doch etwas fehlt, so mag es vielleicht ein Ausblick in die Zukunft der Salzburger Festspiele sein, die nicht nur uns Oesterreichern sehr am Herzen liegt. Wie stellt man sich diese Zukunft aber vor? Eine Antwort auf diese Frage aus dem Munde Tenscherts wäre sicherlich interessant gewesen. Denn daß es so nicht bleiben kann, das beweist gerade dieses Buch, aus dem man erst sieht, wie armselig das Festspieljahr 1947 gegenüber dem Reichtum früherer Zeiten war . . .

Und das mag vielleicht eine der Wirkungen des Buches Tenscherts sein, die, wenn auch nicht beabsichtigt, sich doch gut für Salzburg und seine Festspiele auswirken könnten, da gerade das Erkennen der Mängel vielleicht Energien erwecken wird, die bisher nicht zur Auswirkung kamen. Und auch darum begrüßen wir das Erscheinen dieses schönen und lehrreichen Buches.

Gerda Ebenstein

Sehnsucht im Regen

Ich geh durch eine nasse Stadt,
Die wohlig atmet in dem matten Licht.
Mein Sinnen ist vor Sehnsucht matt.
Der Regen fällt so silberdicht
Aufs Pflaster – das mein Blick umschließt.
Die Steine werden dunkelschwer vor Nässe
Und deine letzte süße Bläße,
So lebenswarm, vor meinen Augen ist.